

Vom Wohnen und Leben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **45 (1970)**

Heft 12

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Wohnen und Leben

Barbara:

Weihnachten steht vor der Türe

Also schrieben wir seinerzeit in unseren Schulaufsätzen, und wir freuten uns ganz unsäglich auf dieses Fest. Wir waren halb närrisch vor Freude, und das war bei unseren Kindern auch so. Ich erinnere mich an einen Morgen des Heiligen Abends, als unsere kleine Tochter völlig aus dem «Hüsl» war vor Aufregung, was meinen alten Vater, den wir dreieinhalb Jahre bei uns hatten, zu abfälligen Bemerkungen veranlasste. Das kleine Mädchen ging ihm auf die Nerven. Es riss auch an meinen Nerven; denn ich hatte noch eine Menge zu tun. Ich riet meinem Vater, sich in seine Kemenate zurückzuziehen und die Türe von innen zu schliessen. Worauf er sehr beleidigt war. Zudem sagte ich ihm, ein kleines Kind habe Anspruch darauf, an Weihnachten vor Freude ausser sich zu sein. Schliesslich seien wir ja wegen dieses Kindes in ein grösseres Haus gezogen.

Dass er nur aus diesem Grund bei uns eine Zuflucht gefunden hatte, erwähnte ich nicht. Wären wir in unserem winzigen Siedlungshaus geblieben, hätten wir ihn gar nicht bei uns aufnehmen können. Das ist ein Beispielchen dafür, wie schwierig es ist, im Alltag und an Festtagen die Anliegen dreier Generationen zu befriedigen, und wie heikel es ist, auf der Basis der Realität miteinander zu reden. Ich begreife sehr gut, dass alte Menschen kleine aufgeregte Kinder kaum mehr ertragen können, aber ich musste das Geplapper und Gefrage auch ertragen, obwohl es mich ebenfalls ermüdete und ich mich in Geduld üben musste. Wäre er ein weiser alter Mann gewesen, hätte er sich stillschweigend verzogen, sich Ohropax in die Ohren gestopft und mich meinem Schicksal überlassen. Ich wäre schon damit zurechtgekommen. Sein Gemecker ärgerte mich, nicht zuletzt deshalb, weil ich selber ziemlich nervös war und mir den Kopf darüber zerbrach, wie ich wohl alles, was

mir bevorstand, auf den «Schlitten» bringen würde.

Item, innert nützlicher Frist brachten mein Gatte und ich alles auf den Schlitten. Das kleine Mädchen wurde angehalten, im Kinderzimmer zu verweilen. Gegen Abend schmückten wir beide den Weihnachtsbaum und stellten das Krippenspiel auf, das wir geschenkt bekommen haben. Es handelt sich dabei um handgeschnittene Figuren, die sehr schön sind. Nachher zündeten wir die Kerzen an und läuteten mit der Glocke. Katharina stürzte voller Erwartung und Freude ins Wohnzimmer, und Vater und Sohn folgten. Der Baum wurde gebührend bewundert. Wir setzten uns nieder, um der Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium, die uns unser Ältester vorlas, zuzuhören. Wie gewohnt, wurde die eigentliche Feier mit einer Schallplattenwiedergabe von den bekannten Weihnachtsliedern beendet. Vorher dürfen bei uns keine Geschenke ausgepackt werden. Während der Bescherung, da männiglich damit beschäftigt war, seine Geschenke aus dem hübschbedruckten Weihnachtspapier herauszuschälen, läutete es an der Türe. Draussen stand mein zwölfjähriges Patenkind, der Sohn von Nachbarn, mit denen wir befreundet waren. Seine Eltern hatten ihn zu uns geschickt, damit sie ungestört den Weihnachtsbaum richten konnten. Es war ein unpassender Einfall, und ich war nicht erfreut. Der Knabe platzte mitten in die Bescherung hinein. Mein Geschenk für ihn befand sich bereits bei den Eltern, und ich hatte nichts mehr für ihn zwäg. Ich schenkte ihm zum excusé eine Tafel Schokolade und erläuterte ihm den Sachverhalt, aber der Bub hatte trotzdem Augenwasser. Er fühlte sich aus unserer fröhlichen Familiengemeinschaft im Moment ausgeschlossen, was ich nicht ändern konnte. Es war peinlich.

Noch peinlicher war, dass mein alter Vater, als Katharina vor Freude über ein neues, rotes Strickjäckli laut jubelte, die Äusserung von sich gab: «Welcher Reichtum, welcher Luxus!» Ich war baff. Was sollte das wieder sein? Zweifellos hatte Katharina für meine Begriffe zu viele Geschenke erhalten, was indessen nicht zu meinen Lasten ging. Wie das halt so ist, hatten Verwandte und Freunde von uns sie zusätzlich beschenkt. Von Reichtum und Luxus konnte jedoch keine Rede sein. Das hätten schon unsere finanziellen Verhältnisse nicht zugelassen. Sozusagen alle Geschenke waren praktischer Natur. Wir hätten diese Sachen früher oder später ohnehin benötigt. Wahrscheinlich war noch allerhand dabei fürs Gemüt und für lustig. Das ist möglich. Aber Reichtum und Luxus? Nein. Dieser Anspruch, der mich schwer irritierte, haften in meinem Gedächtnis. Jahre später fragte ich einen mir bekannten Psychiater, was für eine Bewandnis es damit habe. Er lächelte und erwiderte: «Ihr

Vater war senil geworden.» Die ganze Teerunde lachte über den ‚Reichtum und Luxus‘. Begegne ich vor Weihnachten einem von den bei jener Gelegenheit Anwesenden, so zieht er mich mit grosser Wahrscheinlichkeit damit auf. Andere Leute haben gut lachen. Im Augenblick versagte mein Humor total, weil ich einfach nicht nachkam. Das einzige, was ich dabei profitiert habe, ist, dass ich bei-läufig im Bild bin, was senil ist. Beim nächsten Christfest verteilte ich die Geschenke in einem andern Zimmer, um mir Kummer zu ersparen, und auf die Weise ging es ganz gut.

Inzwischen hat sich die Weihnachtsproblematik für uns gewaltig vereinfacht. Mit dem Gemoffel hat sich leider auch der Jubel über Geschenke verflüchtigt. Es findet grad keines von beidem mehr statt. Alle Geschenke werden vorher besprochen. Der finanzielle Rahmen ist allen klar. Niemand äussert mehr unvernünftige Wünsche, so dass man nein sagen muss, wie das früher etwa der Fall gewesen war. Kinder und Jugendliche, unter Umständen auch Erwachsene, haben öppedie kein Gefühl, keinen Sinn für das richtige Mass. Ihnen muss man deutsch und deutlich klar machen, was ins «Mäss» mag und was nicht. Das zehnjährige Mädchen einer Bekannten wünschte sich eine vollautomatische Puppenwaschmaschine, was ein dummer Wunsch war. Ich verstehe überhaupt nicht, warum solche Puppenwaschmaschinen produziert werden. Eine Weile würde das Mädchen damit spielen und sie nachher in einem Winkel vergessen, ein Gegenstand mehr für den Kehrichteimer. Seine Mutter erklärte dem Kind, dass dies nicht in Frage komme. Als es grüsl weinte, schickte sie es ins Bett und riet ihm, sich einen vernünftigeren Wunsch einfallen zu lassen. Am andern Morgen hatte es sich von dem Schlag erholt und sich umbesonnen. Es wünscht sich Farbstifte, und die wird es bekommen. Mit ihnen kann es sich lange, lange «vertören» und immer wieder etwas Neues zeichnen. Farbstifte sind für ein Kind, das gerne zeichnet, ein sinnvolles Geschenk.

Nachbarn meiner Schwägerin haben ihrem achtjährigen Töchterchen eine Puppe gekauft, bei der man hinten ein Grammoplättli einlegen kann, worauf die Puppe einige Sätze spricht. Kostenpunkt: 80 Franken. Der Vater ist Hilfsarbeiter. Die Grammoplatteneinrichtung wird bald kaputt sein. Ein achtjähriges Kind ist nicht fähig, mit einem derart komplizierten Gebilde umzugehen. So etwas nennt sich Luxus und Verschwendung. Eine gewöhnliche Puppe, die man wickeln und herumtragen kann, hätte vollauf genügt. Die Torheit der Menschen ist gross. Auch an Weihnachten. Ja nu, six eso. Wir können sie davon nicht kurieren.

Fröhliche Weihnachten wünscht
Euclid allen einewäg
Barbara

Wir durften viel Liebe und Freude schenken

Es hängt irgendwie mit der Tatsache zusammen, dass ein weihnächtlicher Textbeitrag, der in der Dezemberausgabe erscheinen soll, in der Zeit um Allerseelen geschrieben werden muss. Wohl deshalb mag eine zufällig vor die Augen geratene kurze Zeitungsmeldung mich derart tief bewegt haben.

In einer grossen Stadt hatte eine vergessene, völlig vereinsamte Greisin ein Tagebuch hinterlassen. Die täglich erfolgten Eintragungen ihres letzten Lebensjahres bestanden immer nur aus zwei Worten. Aus zwei Worten aber, die eine Welt von stillem Leid in sich bargen — und eine grosse Anklage. Diese beiden Worte lauteten:

«Niemand kam.»

Tag um Tag hatte sie es so hineingeschrieben. Niemand war gekommen. Nur dies war jeden Tag aufs neue geschehen, dass niemand zu ihr gekommen war. Dass niemand sich dessen bewusst geworden war, dass diese alte Frau ein Mensch war wie jene, die sie vergessen hatten. Die sie bei Lebzeiten, ohne sich dessen bewusst zu werden, unter die Toten gezählt hatten. Und die ebenso wenig bedacht hatten, dass das Schicksal dieser vergessenen alten Frau auch einmal das ihrige sein könnte — über kurz oder lang.

Nichts besonders Böses, nichts greifbar Gewolltes jedenfalls, war geschehen. Aber Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit und Mangel an Einfühlungsvermögen hatten zu einer übergrossen, vielleicht kaum noch zu ertragenden Verlassenheit dieser alten Frau geführt. Die Tatsache, dass sie darüber geschrieben hatte, Tag um Tag, wenn auch nur in zwei armen, kargen Worten, hatte es bewiesen, wie sehr sie auf eine Erlösung aus dieser Einsamkeit, diesem Allein-gelassensein gewartet hatte. Gewartet hatte bis zuletzt, dass ein Mitmensch erscheinen würde, der den Wunsch gezeigt hätte, etwas über ihr Leben, über ihre Gedanken und ihre kleine Welt zu erfahren und ihr seinerseits etwas mitgeteilt hätte aus seinen Lebensbereichen. Aber — niemand kam.

Einmal im letzten Lebensjahr dieser Frau muss auch Weihnachten gewesen sein. Auch da war niemand zu ihr gekommen, und niemandem ist es eingefallen, sie zu sich zu bitten. Wie sehr können doch Verlassenheit und Ausgeschlossenheit in diesen Tagen schmerzen — und wie wenig braucht es, um herausgerissen zu werden aus der Düsternheit einer trüben Einsamkeit!

Da stapfte ich als junges Bürschchen einst am Weihnachtsabend durch die zuge und kalte Strasse eines langgezogenen Dorfes, sah friedliche Lichter in den Fenstern fremder Leute brennen, während in meinem zerrissenen Innern lodender Zorn sich breitmachte. Ziello-

irrte ich weiter, wollte weg von den Menschen. Weit ausserhalb der letzten Häuser glaubte ich aufs Mal, aus der nächtlichen Schwärze stossweises Atmen zu hören. Ich stand still — da kam das Schnaufen näher: des Meisters Hund. Knecht und Hund waren demnach hintereinander aus der Stube gewiesen worden, weil die Familie «wenigstens an Weihnachten» unter sich sein wollte. Und plötzlich waren diese harten Worte bedeutungslos — ich war nicht mehr allein, denn «Jemand kam.»

Vor mir auf dem Schreibtisch liegt eine schwarzgerandete Anzeige, die mich vom Verlust des erst siebzehnjährigen Sohnes eines lieben Bekannten in Kenntnis setzt.

Das sei nun aber wirklich kein Anlass, damit eine weihnächtlich sein sollende Betrachtung zu beschliessen, wenden Sie ein. Weihnachten sei schliesslich ein Fest der Freude, des Schenkens. Darin bin ich durchaus mit Ihnen einig; das meine ich ja auch, bereits von der ersten Zeile an.

In der Anzeige steht nämlich: «Es ist uns ein grosser Trost, zu wissen, dass wir ihm während seines kurzen Lebens viel Liebe und Freude schenken durften.»

Viel Liebe und Freude schenken — wüssten Sie etwas Besseres? KS.SG.

Dies und das vom Glas

Wie wäre unser Leben heute ohne Glas? Nicht auszudenken die Düsternis, die in jedem Hause herrschte. Kein Wunder, dass der Mensch schon in frühester Zeit nach einem durchsichtigen, festen Stoff Ausschau hielt. Es ergibt sich die paradoxe Lage, dass die Anfänge des lichtvollen Glases im Dunkel liegen. Man kennt den Erfinder nicht, es ist nur eine Erzählung der mutmasslichen Entdeckung des Glases von Plinius überliefert. Danach hätten phönikische Schiffer in der Nähe der Mündung des Belus auf sandiger Küste gelagert und in Ermangelung von Steinen Stücke natürlicher Soda, die sie auf ihren Schiffen geladen hatten, zur Unterstützung der Kochgeschirre benützt. Nach dem Erlöschen der Feuer sollen sie aus Sand und Soda zusammengesmolzenes Glas gefunden haben.

Wenn auch diese Geschichte allein aus chemischen und technischen Gründen den Nachweis für den Ursprung des festen Glases nicht glaubhaft machen kann, so wäre doch denkbar, dass auf solche oder ähnliche Weise einmal das glasklare, aber wasserlösliche Wasserglas entstanden ist, das bekanntlich durch Schmelzen von Soda und Glassand erzeugt werden kann. Der Gedanke lag sehr nahe, ein solches Produkt so zu verbessern, dass es witterungsbeständig wurde. Früh schon muss dies gelungen sein, denn die älteste Glasperle, die man

in einem ägyptischen Grab fand, stammt aus der Zeit um 3500 vor Christus.

Wohlfeil war das Glas in seinen Anfängen allerdings nicht, denn es wurde nur zu Schmuckstücken, kostbaren Vasen und kultischen Gefässen verarbeitet. Wann das Glas die Tierblasen und -häute an den Fenstern ersetzte, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Vermutlich bürgerte es sich gegen das Ende des ersten Jahrtausends nach Chr. in Norditalien ein, fasste aber erst in den nächsten 500 Jahren im übrigen Europa Fuss. In vielen zivilisierten Gegenden war die Fensterscheibe noch im vorigen Jahrhundert ein Luxusartikel.

Die Grundstoffe für das gewöhnliche Gebrauchsglas sind Sand, Soda und Kalk, die in einem bestimmten Mischungsverhältnis in einem sogenannten Wannenofen bei etwas über 1500 Grad zu flüssigem Glas zerschmelzen.

Es liegt gar nicht so weit zurück, dass bei der weiteren Verarbeitung noch die sogenannte Pfeife, ein etwa 1,5 Meter langes Rohr, verwendet wurde, um selbst Massenartikel, wie Flaschen, mit Lungenkraft entstehen zu lassen. Ein mit dem Rohrende entnommener zähflüssiger Glasklumpen wurde so zu einem länglich hohlen Gebilde von Tropfenform geblasen und in diesem Zustand in eine der Länge nach teil- und schliessbare Form gebracht, worauf durch nochmaliges Blasen oder mit Hilfe von Pressluft die genaue Flaschenform erreicht wurde. Eine besondere Behandlung erforderte das Ende des Flaschenhalses, so dass zum Beispiel ein Arbeiter in der Stunde wenig mehr als ein Dutzend Flaschen herstellen konnte. Heute sind moderne Maschinen imstande, in einem Tag 60 000 Flaschen oder 100 000 Einmachgläser zu produzieren.

Bei der fast unübersehbaren Vielfalt von Glassorten spielen oft kleinste Zusätze zu der Grundstoffmischung eine ausschlaggebende Rolle für das Aussehen und die Eigenschaften des erzeugten Glases. Weit über 25 000 Sorten sind schon bekannt, und noch ist die Erforschung des Glases und seiner Verwendungsmöglichkeiten nicht abgeschlossen. Dazu zwei Beispiele: Es gibt kaum einen anderen Werkstoff, der zerbrechlicher ist als Glas, und doch ist es gelungen, eine Glassorte zu entwickeln, die den stolzen Namen «Panzerglas» nicht zu Unrecht trägt, hält es doch in einer Dicke von 12 Millimeter ein Vollmantelgeschoss einer «ausgewachsenen» Pistole sicher ab, ohne dabei irgendwelchen Schaden zu nehmen. Wenn damit die Zerbrechlichkeit des Glases besiegt worden ist, so mit dem haarfeinen Glasfaden seine Sprödigkeit, denn aus dem weichen, biegsamen Faden lassen sich Tücher verarbeiten, die nicht brennen, die unempfindlich gegen Feuchtigkeit und Licht sind und denen Schaben nichts anhaben können. E. R.

Weihnatskrippen

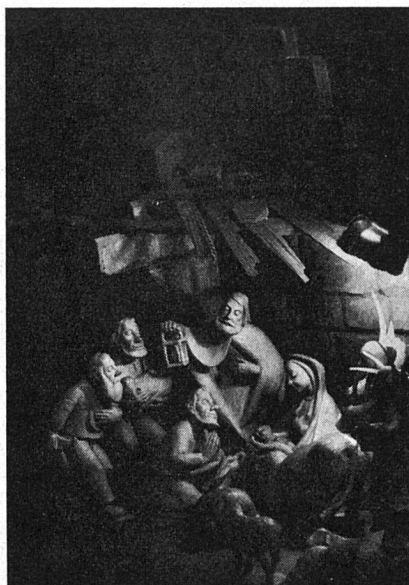
Unter der Bezeichnung Weihnachtskrippe versteht man die Christgeburtsdarstellung, also weder eine hübsch gebastelte Alphütte noch ein mit Phantasie gebauter Kuhstall in Kleinformat, sondern eher räumlich-figürliche Kleindarstellungen der mit der Geburt Christi verknüpften Ereignisse. Es ist erstaunlich, was im Laufe der Zeiten die Volkskunst aus den einfachsten Anfängen gestaltet hat.

Als Materialien wurden seit jeher die besten Werkstoffe herangezogen, und im 20. Jahrhundert stellen sich immer wieder Künstler die Aufgabe, Weihnachtskrippen zu gestalten. Am bekanntesten sind die aus Holz geschnitzten und am wertvollsten die von Künstlerhand geschaffenen.



Hannes Cobé, ein seit vielen Jahren in Feldmeilen am Zürichsee ansässiger Künstler, gehört zu jenen Holzbildhauern, denen es gegeben ist, Weihnachtskrippen in feinsinnigster Weise aus dem von ihm bevorzugten Arvenholz zu schnitzen. Seine Arbeiten erfreuen viele Familien in ihren Stuben, lassen die Herzen der Kleinen in Kindergärten höher schlagen, in Altersheimen und Spitälern erwecken sie Erinnerungen und in den Kirchen vertiefen sich bei ihrem Anblick die Gebete der Gläubigen. Allein, nicht nur die Sehenden kommen zu Hannes Cobé. Auch Blinde finden den Weg zu ihm. Ihre Hände gleiten über die Figuren, und ihr feiner Tastsinn lässt vor dem inneren Auge die edlen Formen erstehen, und dieses plastische Erleben des Nichtsehenden ist für den Künstler immer wieder ein besonderer Ansporn.

Die einfachste Krippe ist die, wo das



neugeborene Kindlein auf einer Strohschütte liegt. Es wird von jenen Menschen bevorzugt, die das Jesuskind ohne alles andere verehren wollen. Sie brauchen kein Zubehör und keine Komplementärfiguren. Wo jemand auf der Suche nach der Idealfamilie ist, bietet Hannes Cobé die Heilige Familie an: Maria mit dem Kind und Josef, fürsorglicher Vater und Betreuer der jungen Familie. Ochs und Esel: auch sie haben Platz in der Krippe und werden in das Geschehen genau so wie die Hirten miteinbezogen, die in Demut und Hingabe sich dem Jesuskindlein nähern. Wurden früher am 6. Januar die Drei Könige aufgestellt, um die Hirten abzulösen, hat sich hier eine Wandlung vollzogen, indem sie bereits zu Weihnachten in der Krippe ihren Einzug halten.

Wie immer man es auch halten mag: die Hauptsache ist die Ehrfurcht und die Liebe, die zum Aufstellen einer Weihnachtskrippe Voraussetzung sind, denn



sie soll nicht nur ein hübsches weihnächtliches Beiwerk sein. Sie verlangt und hat Anspruch auf Zuneigung und Besinnlichkeit, damit sich das vollziehen kann, was Angelus Silesius vor langer Zeit schrieb: «Und wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir — so wärest du ewiglich verloren.»

Es ist seit 50 Jahren das heisse Bemühen des Künstlers Cobé, Krippen zu schaffen, die so stark in ihrem Ausdruck sind, dass der Beschauer nicht anders kann, als stille und andächtig zu werden. Mit 9 Jahren schuf er zum Entzücken seiner Eltern und Lehrer die erste Weihnachtskrippe — sie wurde leider das Opfer einer Feuersbrunst — und ist seitdem seinem Thema treu geblieben. So feiert er dieses Jahr mit seinem 60. Geburtstag ein besonderes Jubiläum: 50 Jahre Krippenschnitzen. Mochte sein Lebensschifflein in Stürme geraten, er fand immer wieder zu seinem Thema zurück, und er wird nicht müde, es immer wieder neu zu gestalten. Kein Stück, das er aus der Hand gibt, ist ein Serienprodukt. Jedes Figürchen trägt seine Handschrift, und jedes ist mit viel Liebe aus einem Stück Holz geschnitzt worden.

In Verkaufsgeschäften sind die Arbeiten von Hannes Cobé nicht zu haben. Jene, die von ihm etwas kaufen möchten, finden den Weg zu ihm nach Feldmeilen. Der Künstler empfängt seine Besucher mit Liebenswürdigkeit, plaudert mit ihnen, um zu erlauschen, was ihnen Freude macht.

Hannes Cobés Geburtsort ist das malerisch gelegene Städtchen Brixen im Südtirol, von wo aus er nach Italien, anschliessend nach Deutschland und dann in die Schweiz zog. Das Südtirol, einst von den Troubadours durchzogen, von den Künstlern des Nordens, die sich nach dem Licht des Südens sehnten, durchwandert, gab ihm viel Talent und ein heiteres Gemüt mit, was sich in seinen Werken spiegelt.